

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Pechmarie und Hans im Glück.

Die Geschichte einer Jugendfreundschaft von C. v. Dornau.  
Nachdruck und Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen vorbehalten.  
(Fortsetzung.)

Ihr verstorbener ehemaliger Vormund hatte Marie außer der Hälfte seines Barvornmögens einen Teil der Einrichtung seines Hauses vermacht. Sie hatte diese Gegenstände nur vom Testamentsvollstrecker eingefordert und sah einige Tage später ihrer Ankunft mit einem Gemisch von Bangen und Sehnsucht entgegen. Ihr war zumute, als ob mit den altvertrauten Möbeln ohne weiteres ein Geist des Behagens in die leere, öde Wohnung einziehen müsse. Und dabei konnte sie sich selber nicht so recht hineindenken, in dies Heim, das ausschließlich ihr eigenes sein sollte.

Wille traf fast gleichzeitig mit dem Möbelwagen ein. An einem schnellend kalten, widervärtig unfreundlichen Nachmittage Anfang November. Sie brachte ihren Hund mit, der sofort einem Pader kriegerisch gestimmt zwischen die Beine fuhr. Und ihr bißchen Hab und Gut, peinlich ordentlich verpackt in und auf einer Gepäckschle. Marie war etwas besorgt gewesen, ob die Alte sich nach so langer Abgeschlossenheit in brausenden Großstadtleben zurechtfinden würde. Aber Frau Kamille trat Berlin im allgemeinen, Droschkentutschern, Pädern, Portierleuten und dergleichen im besondern mit bewunderungswürdiger Fassung gegenüber. Es war freilich die Ruhe vor dem Kampfe. Einem zähen, hartnäckigen Kampfe für Marias Recht und Wohlergehen — bis zum siegreichen Ausgange.

Marie selbst geriet bei diesem Feldzuge mehr und mehr ins Hintertreffen. Es widelte sich schließlich alles ohne ihr Zutun ab. Die Möbel wurden aufgestellt, wie Kamille es für zweckmäßig hielt, Hilfskräfte geworben und abgelohnt, die unter dem Kommando der Alten fleißig schafften. Kamille selbst arbeitete für drei. Das winzige Weibchen segte wie ein Wirbelwind umher und erregte selbst in abgehärteten Tapezierer- und Scheuerfrauengemütern Furcht und Schrecken.

Nach zweimal vierundzwanzig Stunden besaß Marie eine zwar altfräntisch und nüchtern eingerichtete, aber leuchtend saubere, tabellos geordnete Häuslichkeit, die Zentralheizung funktionierte trotz winterlichen Schneegestöbers draußen, die Mahlzeiten erschienen mit dem Glodenschlager pünktlich auf dem Tische und waren mustergültig zubereitet, der Haushalt schnurrte geräuschlos wie ein wohlgeöltes Uhrwerk. Marie hatte damit nicht das geringste zu schaffen. Sie hatte überhaupt nichts zu tun, gar nichts als im Wohnzimmer zu sitzen und zu lesen — oder spazieren zu gehen, falls ihr das andere zu eintönig ward. Die Alte erlaubte ihr kaum die geringste Handreichung. Sie weigerte sich auch entschieden, sich abends nach getaner Arbeit zu Marie ins Wohnzimmer zu setzen. Sie fand das nicht

passend. „Du gehörst in die Stube — „Puff“ in den Flur — ich in die Küche!“ behauptete sie jedesmal. „Alles muß seinen Platz haben — sonst gibt's Unordnung!“

Und so saß Marie jeden Abend ganz allein zu Hause, wenn sie nicht gerade einmal ein Theater oder einen Vortrag besuchte — allein und völlig unbeschäftigt — dadurch, daß sie der alten Kinderfrau die Möglichkeit schuf, für ihren winzigen Haushalt zu arbeiten, zu leben, hatte sie alles getan und empfangen, was sie der Alten geben und von ihr empfangen konnte.

Durch die langen, dunklen Wintermonate hindurch wuchs die innerliche Leere und Oede dieses nach außen so behaglich schmucken Daseins. Wie eine Erlösung erschien's ihr, als in den ersten Märztagen die Einladung zu Hans Imhoffs Hochzeitsfeier in ihr stilles Heim flatterte.

Mit flüchtig feinen Zügen stand's unter Hansens Knapp, aber herzlich gefassten Worten: „Bitte, kommen Sie. Ich sehne mich schon nach Ihnen! Ich habe Sie schon so lieb! Ihre Elfriede.“

Marie war sofort entschlossen, der Einladung Folge zu leisten. Es geschah doch damit etwas! Es wurde etwas von ihr erwartet, gefordert! Damit kam ein Hauch frischen Lebens, zielbewußter Tätigkeit in ihre dumpfe Zwecklosigkeit. Sie empfand nichts anderes als das — der verwirrende Traum jenes Oktoberabends, in Minutenspanne vorbeigegaunert, vom Rebel aufgejogen, hatte dieser reinen Seele keinen tieferen Schaden zugefügt. Sie hütete sich, in ihren Gedanken daran zu rühren, wie der Ernüchterte sich des vorausgegangenen Aushüchens schämt. Das war die einzige Schöpfung, die sie sich zugestand. Im übrigen hatte sie rechtschaffen und ehrlich „Schluß gemacht“, und die unbarmherzige Kritik, die sie mit dem Wilde der lieblichen Braut in der Hand an ihrem eigenen Spiegelbilde übte, hob wunderlicherweise ihr Selbstbewußtsein, statt es zu vernichten: Einem so übermächtigen Rivalen erliegen, ist keine Schande.

Daß Kamille sich Marias Reiseplänen keifend widersetzte, stahlte nur des Mädchens Entschluß. Das kleine Wortgeplänkel mit der Alten erfrischte sie geradezu. Ihr Hang zur Ironie, ihr trockener Humor ergöhten sich an der Widersinnigkeit, die in Kamillas angemaßter Hausthronnei lag. Es machte ihr mit einem Male Spaß, die Alte zu reizen.

„Nod heute besorge ich mir eine hübsche Hochzeits-toilette,“ erklärte sie lustig. „Du sollst staunen, wie wundervoll ich mich herausputzen werde!“

„Und das Geld zum Fenster hinauswerfen,“ ergänzte Wille giftig. Sie lies hinter Marie her, die leise vor sich hinmurmend die Küche, den Schauplatz ihrer lebhaften Unterhaltung, verließ, und hielt die junge Herrin am Ärmel fest: „Und das Hochzeitsgeschenk? Hast du auch schon bedacht, daß du 'nen Geschenk machen mußt?“ rief sie vorwurfsvoll. „Da hast du natürlich noch nicht dran gedacht, und das kostet wieder 'ne ganze Wasse —“

„Ein Hochzeitsgeschenk! Natürlich!“ Marie blieb überlegend stehen. „Gut, daß du mich daran erinnerst, Wille —“

ich hätte das am Ende wahrhaftig vergessen. Warte mal — mir fällt etwas Nettes ein. Ich werde Hans die schöne, alte Silberschale schenken, die ich vom Onkel Polbewitz geerbt habe, dann kostet's mich auch kein bares Geld, und du brauchst dich nicht zu grämen."

"Die Silberschale! Dein schönstes Stück!" zeternte Wille. "Das erlaube ich nicht — die ist unumenschlich viel wert — die kannst du selber gebrauchen!"

"Wozu denn? Als Aufseher für deinen „Puff“? Groß genug wäre sie beinahe. — Nimm Vernunft an, Wille, und bringe mir meine Stiefel; ich will die Schale gleich zum Juwelier tragen, damit er sie aufarbeitet."

Aber Wille nahm nicht „Vernunft“ an. Sie zankte und jammerte abwechselnd, während sich Marie ihre Stiefel selber holte. Und sie blieb in einem Gemisch von Vorwürfen und Gebahren bis zu dem Augenblick, wo Marie das Auto bestieg, das sie und ihr Gepäc zur Bahn bringen sollte.

Hans empfing die Jugendfreundin mit strahlendem Gesicht auf dem Braunschweiger Bahnhofe.

"Zu nett, daß du gekommen bist — gutes, altes Mädel! Ich freue mich diebisch!" versicherte er, während er ihr immer wieder herzlich die Hände schüttelte. „Phipp kommt auch — gegen Abend kommt er — ihr beiden burket mir wahrhaftig nicht fehlen an meinem Ehrentage! Seid ja das einzige bißchen, was mir von der Jugendzeit übrig geblieben ist."

Marie ließ die fröhliche Begrüßung sehr schweigsam über sich ergehen. In demselben Moment, in dem die Gestalt des alten Freundes wieder vor ihr auftauchte, war ein sekundenlanger, würgender Krampf über sie gekommen, der ihr das Herz zusammenpreßte, das Blut dunkel ins Gesicht trieb, während es sie doch zugleich kalt überrieselte — mit einem lähmenden, erstarrenden Kältegefühl.

"Draußen — vorm Bahnhof — wartet noch jemand auf dich!" berichtete Hans vergnügt, während er sich mit Marias Handgepäck belud. „Else wollte dich durchaus selbst mit einholen. Aber den Bahnsteig mit seinem Lärm und Rauch fürchtet sie immer, und so hab' ich sie auf einer Bank in den Anlagen zurückgelassen. Wir gehen zu Fuß nach deinem Hotel, wenn's dir recht ist — ich übergebe dies Zeug's und den Gepäckschein für deinen Koffer dem Hausdiener."

"Diese Kiste will ich aber selbst tragen," fiel Marie nun hastig ein. Es war so ziemlich das erste Wort, was sie her- vorbrachte.

"Aber, liebe Marie — sie ist ja so schwer!" widersprach Hans.

"Ggal, die vertrau' ich niemand anders an."

"Auch mir nicht? Sehr schmeichelhaft! Ich meine doch —"

"Aber ich will nicht —" trochte Marie. — Rankend erreichten sie den Bahnhofsausgang. Während Hans mit dem Hausdiener des Hotels sprach, marschierte Marie triumphierend aufs Geratewohl mit der Kiste davon.

Hans erreichte sie noch gerade mit ein paar sehr langen Schritten.

"Halt!" rief er lachend. „Hier herum geht's! Du läufst ja gerade in der entgegengesetzten Richtung! Und nun sei vernünftig, du Dickkopf, und gib mir die geheimnisvolle Kiste her; du stehst, ich habe beide Hände frei, während du dich mit Schirm und Handtäschchen schleppst."

Sie blieb stehen und sah ihn an, noch immer zum Widerspruch bereit. Seine hellen Augen strahlten sie so fröhlich, so siegesicher an — da gab sie nach.

"Du kannst es schließlich nehmen," sagte sie nachdenklich. „Es gehört eigentlich dir — es ist mein Hochzeitsgeschenk für dich."

"D!" rief Hans überrascht und errötend. „Liebe Marie, du bist rührend gut! Daß du daran gedacht hast! — Sei viel, vielmals bedankt!"

Marie wandte sich dem bezeichneten Promenadenwege zu, der quer durch die Anlagen führte.

"Eerst besieh's, ehe du dich bedankst!" erklärte sie kühl. „Uebrigens hat Wille daran gedacht, nicht ich. Ich hätt's vermutlich vergessen. — Ist das deine Braut, Hans?"

"Ja, das ist sie," versetzte Hans glückselig. Er ging rasch auf das junge Mädchen zu, das ihnen sanft schwebenden Schrittes entgegenkam, ergriff ihre Hand und führte sie Marie zu.

"Da habt ihr euch!" sagte er stolz, als sich die beiden gegenüberstanden.

Maries erste beklemmende Verwirrung war in dem alt-

gewohnten, kleinen Wortgefecht sehr wohlthuend untergegangen. Munter und harmlos sah sie der Begegnung mit seiner Braut entgegen. Aber jetzt startete sie sie doch zunächst sprachlos an. Der Liebreiz dieser kleinen, zarten, in der Tat essenhaft feinen Gestalt, des holdbesten Kinderköpfchens, der strahlendsten Blauaugen, die sie je gesehen, überwältigte sie nahezu. — Hörmlich erschreckt sah sie sich nach Hans um.

"Du — die ist ja viel hübscher als ihr Bild!" rief sie.

Im nächsten Augenblick flog ihr das Gesicht silbern lachend um den Hals. Und küßte sie mit den frischen, rosigen Lippen, streichelte ihr die Wangen, plauderte unsäglich lieblich mit einem feinen, hohen Stimmchen, das grad wie ihr Lachen an silbernes Glöckchenspiel erinnerte. —

Hans stand mit seiner Kiste daneben und freute sich.

"Grad so hab' ich mir's gedacht," sagte er. „Else hatte ein bißchen Angst vor dir, Marie — aber ich hab' sie gleich getröstet: ihr würdet sehr bald die besten Freunde von der Welt!"

"Das sind wir schon," versicherte die kleine Braut, während sich Marie noch ganz benommen, aus ihrer Umarmung frei machte und verlegen, beinahe schen, einen Schritt zurückwich. Ein so rasches Hingerissenem entsprach ihr sonst ganz und gar nicht. Aber hier schwieg jede Kritik. Rückhaltlos, mit einer pänglich fremden Weichheit, gab sie sich dem Zauber hin, den dies junge Geschöpfchen in jeder Bewegung, jedem Blick ausstrahlte.

(Fortsetzung folgt.)

### Der Jungenfehler.

Novelle von Georg Müller-Heim.

Sie hieß Susse Sings und — stieß mit der Zunge an. Im übrigen war sie ein hübsches, blondes Mädel, das sich auf den zwanzigsten Geburtstag freute, weil sie dann im Kreise der Familie endlich für voll gelten würde. Denn die Susse, das jüngste der Kinder des Börsenspekulanten Sings, wurde immer noch wie ein Kind behandelt. Das war der eine Kummer, den sie hatte, füllte sie sich doch schon lange über das Nachtschalter hinausgemacht, weil sie eine heimliche, aber uralte Liebe zu einem Manne im Herzen umschloß, der weit draußen vorm Feind ihrer in Sehnsucht gedachte.

Ihr anderer Kummer aber war noch größer: Sie küßte O Gott, was hatte ihr dieser Jungenfehler schon für Derselbst bereitet! In der Schule, in der Tanzstunde, im Kränzchen! Und als bittere Ironie des Schicksals, ja als Grausamkeit empfand sie es, daß sie nun auch noch diesen Jammer- und Bornaamt führte, in dem es nur so klappte und stöhnte. Susse Sings! Keines andere ihrer Freundinnen hatte so viele — — — im Namen. Ach, daß ihre Eltern auch noch diesen unglücklichen Bornaamt wählen mußten: Susse! Als ob es nicht hundert andere gegeben hätte, in denen überhaupt nicht getipelt zu werden brauchte! Bei Gott, sie hätte lieber Aurelie oder Karoline oder Friederike geheißen, wenn's auch nicht gerade schön klang.

So oft sie ihren Namen sagen mußte, wurde sie immer bürbütrot. Vor Scham, aber auch vor Anstrengung; denn welche Mühe sie sich gab, Herr über diesen dummen Fehler zu werden, das ahnte ja keiner. In der Schule, wann sich jedesmal zu Anfang des neuen Schuljahres der Klassenlehrer die Familienverhältnisse aufzulegen ließ, um sie in sein Buch einzutragen, da hatte es immer ein Nicken oder gar ein helles Gelächter gegeben, wenn die Klasse an ihr war. Sie war fest entschlossen: Heute hößt du aber ganz gewiß nicht mit der Zunge an! Viertelstundenlang hatte sie's zu Hause probiert, noch am Morgen vorm Spiegel. Da schien es ihr auch, als ob's besser geworden wäre. Sie hatte es richtig fertig gebracht, das widerpenstige Jünglein leicht an den Gaumen zu drücken und S-u-s-s-e S-i-n-g-s zu sagen.

Aber nun, wo's drauf ankam, versagte ihr die Zunge doch wieder den Dienst und geriet ihr zwischen die blendend weißen Mäuselähnen.

"Die Nächst! Wie heißen Sie?" fragte der junge Dr. Mammen, der den erkrankten Oberlektor in der Selektia vertrat.

Zitternd erhob sie sich: „Susse Sings!" Sie hätte in die Erde sinken mögen. Ein schneller Blick des Lehrers traf sie. Das war wie ein: „Aha, sie stößt ja an!" Nur hatte der es auch schon gemerkt!

"Was ist der Vater?"

Jetzt kam das Verhängnis. Denn wenn sich die Klasse bisher wirklich still verhalten hatte, nun plagte sie tosender heraus. Alle Kopf nahm sie zusammen, aber es nützte ihr doch nichts. Und wie ein Hauch kam es von ihren Lippen:

„Börsen-Trental!"

"Was, bitte?"

Das hatte sie ja kommen sehen. Nun mußte sie's gar noch einmal sagen. Das war ja immer so gewesen! Warum war ihr Vater aber auch ausgerechnet Sensal und nicht lieber Doktor oder Parrer oder Hofrat! Es gab doch wahrhaftig genug Titel ohne S!

„Börtsen-Essenz!“ wiederholte sie und war glücklich, wenigstens das letzte s fast richtig herausgebracht zu haben.

„Der Titel ist mir unbelannt! — Ich bitte mir Ruhe aus!“ wandte er sich gleich darauf streng an die anderen Schülerinnen, denen das Nischen auf den Lippen arslarb. „Was soll denn das heißen! Wer mir noch einmal jemanden auslacht, der wirds mit mir zu tun bekommen!“

O Gott, so energisch hatte noch keiner von den Lehrern gesprochen. Madamäuschenstil lag die Klasse. Und Susse konnte voll heimlicher Dankbarkeit für die Hilfe antworten:

„Mein Vater ist an der Börse zugelassener Makler und führt amtlich diesen Titel.“

„So — das ist mir interessant! Da hab ich von Ihnen also was gelernt.“

Das war so freundlich gesprochen, daß Susse Herz dem neuen Lehrer entgegenzuschlug. Und sie blieb Dr. Mannens Liebling das ganze Jahr hindurch bis zum Abgang von der Schule, um geheimen Verrger der Klassengenossen. Offen wagten sie nie wieder, Susse zu kränken; denn der junge Doktor erwies sich als ein Mann, der nicht mit sich spaßen ließ.

Jahre waren seitdem verfloßen. Dr. Mannen weilte längst schon in etner anderen Stadt als ständiger Lehrer, da wollte es das Schicksal in der Pfingstwoche 1914, daß sich sein Weg plötzlich mit dem seiner einstigen Schülerin kreuzte. In Bad Gottleuda war's, wohin Susse ihren Vater zur Kur begleitet hatte. Mitten auf dem Markt gab es eine so herzliche Begrüßung zwischen einem Touristen mit dem Känzel auf dem Rücken und einem zart-düchtig angezogenen jungen Mädchel, daß der Provisor in der Apotheke dem Märker fallen ließ und wie gebannt auf die ungewöhnliche Szene schaute.

Gott, was war die Susse Sing doch für ein hübsches, stattliches Mädchel geworden! Jedem jungen Mann schwebt eine ideale Frauenvorstellung vor, nach der seine Sehnsucht verlangt. Die Phantasiegestalt, die durch Dr. Mannens Träume ging, trug die Züge dieser Susse Sing. Dessen wurde er sich erst jetzt bewußt.

Aus der geplanten Aufwanderung Dr. Mannens über die Berge der sächsischen Schweiz ins böhmische Mittelgebirge hinein wurde ein achtstägiger Badeaufenthalt in Gottleuda. Und am Sonntag nach Pfingsten, kurz vor der Abreise, sah der Hofmaler am Augustusberg ein junges Menschenpaar, das sich in scharfer Umgebung den ersten Kuß gab.

Keiner noch wußte darum. Susse trug es als festes Geheimnis, das erst der Christbaum den Eltern und Geschwistern offenbaren sollte.

Dann aber schmetterte der Krieg auch in ihr junges Glück seine miltönende Fäufere. Man lag er draußen als Leutnant vorm Feind, mehr als ein Jahr schon vor der Feste Verdun. Heikere Gebete stiegen aus keinem deutschen Mädchenherz empor als von Susse's bebendem Mund. Und wunderbar behaltet hatte ihn die Vorsehung bis jetzt. Aber auch sein Sinnen und Sehnen ging täglich, ja stündlich fast zurück zu dem schönen Mädchel, dessen große, blaue Augen in so bitterem Weh ihn nachgeschaut hatten, als sein Zug ins Feld Susse's Heimatsstadt berührte. All die Erinnerungen, die er noch von jener Zeit her hatte, wo Susse als Gesellenerin vor seinem Bulte saß, wachten auf. Und der Jungenfehler, der anderen so oft lächerlich erschienen war, dünkte ihm etwas so Charakteristisches an Susse, daß er ihn gar nicht hätte missen wollen. Es lag geradezu etwas Bartes, Hüßbedürftiges in diesem Nipeln. Oh, wie wollte er sie säugen vor der Laktosigkeit der Menschen, wie wollte er ihren Mund bedecken mit Küßen! Das schrieb sich zwar auch mit zwei s, und er hatte herausgefunden, daß Susse alle solche Worte ängstlich vernied. Aber das brauchte man ja gar nicht anzuführen; ausgedrückt war der Kuß ja am schönsten. Und dann — das hatte er sich vorgenommen — wollte er die Susse an den beiden niedlichen Ohren fassen und seagen: „Wie heißt Du?“ — „Was ist Dein Vater?“ Und Susse müßte antworten, wie damals, als er sie zum ersten Male sah: „Tausse Ding! Börtsen-Essenz!“ Und dann würde Susse vor lauter Küßen überhaupt nichts mehr sagen können.

Susse aber war dazum nicht müßig. Wenn sie nicht gerade Feldpostbriefe schrieb oder Feldpostpakete packte oder der Mutter in der Wirtschaft half, dann studierte sie mit einer staunenswerten Energie ein Buch. Das hieß: „Wie verlerne ich das Anstoßen mit der Junge?“ — Anleitung zum Selbststudium und zu praktischen Übungen.“ Sobald sie nur eine freie Viertelstunde hatte, schlüpfte sie in ihre Zimmer und läste vorm Spiegel. Und ihre Aussprüche wurde belohnt. Gestern hatte der Vater beim Abendbrot gesagt: „Was ist nur mit unsrer Susse! Ich glaube, die kann jetzt ganz richtig Soße sagen!“

Manndrot war sie geworden. Es wußte ja keiner von ihren Übungen. Leicht waren sie gewiß nicht. Aber der Gedanke, ihrem heimlichen Verlobten eine Freude bei seiner Rückkehr zu bereiten, ließ sie alle Schwierigkeiten überwinden. In keinem Briefe schrieb sie was davon. Es sollte eine Überraschung werden.

Und dann kam die Schlacht vor Verdun. Auf den Anien hatte sie vor ihrem Bett gelegen und gesteht, ihr zu beschreiben; denn er war ja bei den Brandenburgern, die den Sturm auf Douaumont ausgeführt hatten. Bis in lange, bange Tage blieb jede Nachricht aus. Dann ließ es: „Am Kopfe vermaudet!“ Und eine Woche später: „Bin auf der Fahrt ins Vereinslazarett nach D.“

Und nun saß sie an seinem Lager auf einem niedrigen Holzschemel. Von seinem Gesicht ließ der dicke, weiße Verband nur Augen, Nase und Mund sehen; aber die Augen leuchteten, festigen Glüdes voll, in die ihren, und seine Hände hielten ihre fest umschlossen, daß es ihr fast wehe tat. „Susse,“ sagte er, und wie Spannung und verhaltene Dankbarkeit war in seiner Stimme, „ich hab Dir auch was mitgebracht!“

„Heini, ich hab' Dich doch wieder!“

„Na, Susse, über das andere freust Du Dich auch. Wiffst Du mir's nachsprechen? Wloß — es sind ein paar s darin!“ Da stog ein Zug von Willenskraft in ihr Gesicht. „Gern, Heini!“

„Also, dann sag mal —“, er griff in das Tischchen zu seiner Linken und legte einen glühenden Stern auf die Bettdecke, „sag mal: „Eisernes Kreuz erster Klasse! — Aus den Händen des Kaisers!“

Ihre Augen strahlten wie ein Stern. Fest sah sie ihn an und sagte: „Eisernes Kreuz erster Klasse! — Aus des Kaisers Händen!“

Mit einem Rud richtete er sich halb auf, Staunen im Blick.

„Susse, was ist denn — das!“

Da strich sie sanft über seinen Verband. „Für Dich! Ich hab' auch gekämpft, gegen das garstige Nipeln!“

Da riß er sie in seine Arme, und unter seinen heißen Lippen versank ihr alles, sogar die Frau Oberin, die sie gerade noch lächelnd hatte vorbeigehen sehen.

Dann gab er ihr den Kopf ein wenig frei: „Du Liebes, sag' noch mal, wie Du heißt, weißt Du, wie damals! Es klang immer so lieb! Und ich hab's da draußen in all' dem Lärm immer gehört.“

Und da öffnete sie die schöngeformten Lippen und die Zunge legte sich, widerspenstig wie einst, an die weißen Mäuseschneiden:

„Tu — se Mammen, geborene Dint!“

Er sprach kein Wort, lächelte sie auch nicht. Aber aus der Tiefe seiner Augen sah sie einen Quell steigen — Tränen nennen es die Menschen — das war wie ein heißer Dank zum Himmel, daß es nach all dem Furchtbaren da draußen doch noch eine erlösende Seligkeit auf dieser von Wit und Blut und Schmerzen erfüllten Welt gibt: an der Brust einer liebenden Frau!

### Vermischtes.

\* Das Papier als Mädchen für alles. Unter den Materialen, die sich auf die verschiedenste Weise und zu den verschiedensten Zwecken verarbeiten lassen, steht das Papier mehr als je mit an erster Stelle. Die mannigfaltige Verwendbarkeit, die das Papier heute zu einer Art Universalstoff gemacht hat, wurde aber bereits im Frieden praktisch verwertet. Papier und Papierstoff wurden, wie Ingenieur Ubo Haase im Prometheus ausführte, schon seit langem zur Herstellung von mancherlei Waren benötigt, zu denen man sonst Holz, Metall oder andere harte Massen gebrauchte. Die geringe Widerstandskraft, die dem Papierstoff ursprünglich zu eigen war, wurde durch das Verfahren des Zusammenpressens von mehreren Papierlagen unter Benutzung eines Bindemittels, wie z. B. Leim, in solchen Maße überwunden, daß schließlich sogar Walzen und andere gegenüber hohen Belastungen widerstandsfähige Konstruktionsteile aus Papier angefertigt werden konnten. Die Eigenschaft des Papiers, daß es sich angefeuchtet und mit einem nach Erstarrung als Härtemittel wirkenden Zusatz ohne Schwierigkeit in Formen pressen läßt, machte die Herstellung der verschiedensten Gebrauchsgegenstände aus Papier möglich. Auch konnte man je nach Art der herzustellenden Gegenstände entweder eine große Zahl dünner Papierlagen, die zusammengepreßt wurden, oder auch nur wenige harte Papierlagen, oder man setzte dem Papier drei geeignete Füllstoffe wie etwa Gips hinzu. Durch besondere Bearbeitung und Verbindung mit anderen Stoffen kann das Papier, bezügl. der Weise das Rohmaterial, zu einem Ersatzstoff von gerabegun beispielloser Vielseitigkeit gemacht werden. Durch filzartiges Schichten des Papierstoffes gewann man einen Filzersatz, wie er z. B. als Bierglasunterfah bekannt ist. Wo die große Verarbeitbarkeit des Papiers lödend wirkt, kann sie durch Buntfärbung von Albest stark herabgemindert werden. Bekannt ist die Verwendung des Papiers als Handtuch- und Serviettenersatz, wobei es durch Kreppung als Krepppapier oder durch Falzverfälsung weich und schmieglam gemacht wird. Ein anderes Verfahren und zwar die Tränkung mit Del und Paraffin macht das Papier durchsichtig, so daß es sich als Glasersatz in Patenten, als Lampenschirm usw. eignet. Je nach Art des verwendeten Tränkungsmittels können auch opalisierende Wirkungen erreicht werden, wodurch man auch Milchglas und Mattglas durch Papier zu ersetzen vermag. Da selbst zu einem Ersatzstoff für Lichtbildprojektionen konnte das Papier durch Säurebehandlung gemacht werden. Man erreichte einen derartigen kolloidalen Zustand der Papierfasern, daß die eigentliche Faserstruktur, die natürlich lichtbrechend und trübend wirkt, verschwand und man einen vollkommenen Wasserlas, Gelatineersatz und Zelluloseersatz erhielt. Auf diese Weise konnte aus dem Papier eine Art biegsamen Glases geschaffen werden. Die Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit der Färbung ließen das Papier seit jeher zu den mannigfaltigsten Nachahmungen geeignet erscheinen. Lange vor dem Kriege gab es bereits ein Patent, nach welchem sogar Mosaikplatten aus Papier angefertigt wurden.

indem man es unter Benutzung eines Bindemittels und nach einer bestimmten Anordnungsweise zerlegt und dann quer zerlegt, wodurch farbig gemusterte Blatten entstehen, die die Mosaikplatte bilden. Wenig bekannt sind heute die Spazierstöcke aus Papier, die vor Jahren eine Zeitlang sehr in Mode waren. Die Herstellung von Papierfäden, die durch den Krieg in Schwung kam, war bereits früher in Japan üblich. Der Papierrohstoff kann durch geeignete technische Behandlung, meist wie gesagt durch Tränkung, je nach Bedarf von seinen ursprünglichen nachteiligen Eigenschaften befreit werden. Oft geschieht dies auch ohne Tränkung, bloß durch verschiedene Maßnahmen der Verarbeitung, wie z. B. Dämpfung, Erhitzung, Faltung, Pressdruck usw. Die Billigkeit liegt nicht in der Verarbeitung, wie oft vermutet wurde, sondern lediglich in den Preisunterschieden des Rohstoffes selbst. Indem man Pappe und Papiermasse mit Flüssigkeiten verband, konnte man das Papier auch als Baumstoff verwenden, z. B. als Schieferpappe, Dachpappe usw. Nach all dem ist es nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß das Papier an Vielfältigkeit alle bis heute bekanntgewordenen Ersatzstoffe weit übertrifft, und viele Verwendungsmöglichkeiten, zu denen das Kriegsbedürfnis führte, werden auch im Frieden die Grundlage für neue Industrien bilden.

\* Neue zoologische Beobachtungen in den Okkupationsgebieten. Unter den zahlreichen Tierbeobachtungen, die von unseren heldgrauen Zoologen gemacht werden konnten, sind neue und erwähnenswerte Beobachtungen des Tierlebens in den besetzten feindlichen Gebieten zu nennen, über die in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift berichtet wird. Im Osten konnte man den sog. nordischen Schneehasen in den Wäldern der Rokitinsumpfe feststellen, die wesentlich südlicher liegen als die Gegenden, in denen sonst diese Hasenart aufzufinden war. An verschiedenen Orten des westlichen Kriegsschauplatzes, so bei La Fère, bei Apremont im Nordwesten von Verdun, bei Laon und auch in Mayons und Foucuis an der Grenze Belgiens wurde ein für Frankreich fast neuer Frosch durch die sog. grüne Kröte, vorgefunden. Die genannten Orte sind wohl als die Westgrenze des Vorkommens dieser Furchen anzusehen, während der in Deutschland nicht vorkommende sogenannte Schlammtaucher in der genannten Gegend unzweifelhaft keine Ostgrenze findet. Sämtliche Berichte fielen übereinstimmend die auffallende Tatsache fest, daß Nordfrankreich äußerst arm an Reptilien ist. Der Berichterstatter der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift, B. Franz, bemerkt, daß er in den besetzten französischen Gebieten während zwei Jahren nur einmal eine Ringelnatter sehen konnte, sonstige Schlangen oder Eidechsen überhaupt nicht. Da viele dieser Gegenden sich für die Lebensbedingungen der Reptilien zu eignen scheinen, wurde bisher für die Seltenheit der Kriechtiere in Nordfrankreich noch keine eindeutige Erklärung gefunden.

**Büchertisch.**

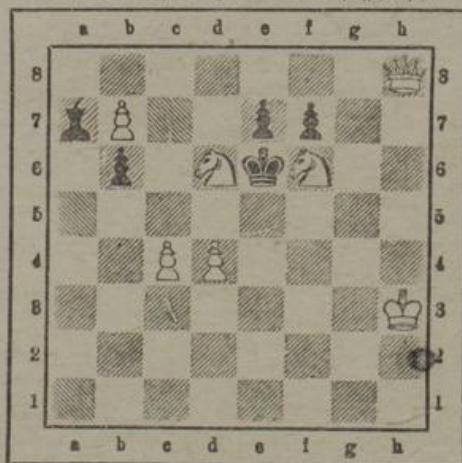
— Großer Bilderatlas des Weltkrieges. Lieferung 21: Die Kämpfe bei Verdun und an der Somme. (München, H. Bruckmann A.-G. Subscriptionspreis der Lieferung zwei Mark, Einzelpreis drei Mark.) Die beiden großen Kriegsergebnisse an der Westfront im Jahre 1916 sind die gewaltigen Angriffe der Deutschen auf den Gelenkpunkt der französischen Linie in der Verdun-Gegend und die große, von den Feinden mit der Absicht auf Entlastung und Durchbruch unternommene Schlacht an der Somme. Diese sich unmittelbar folgenden Riesenkämpfe gehören innerlich zueinander als Geschlossenheit, die protuberanzartig alle Stellungskämpfe im Westen überragen. In der soeben erschienenen Lieferung 21 des großen Bruckmannschen Bilderatlas sind diesen Höhepunkten der Kampfhandlungen und dem, was damit zusammenhängt, 181 authentische Bilder gewidmet. Es ist Hermann Kronsbrück, dem Herausgeber, gelungen, das ungeheure Mühen rechts und links der Waas mittels Vorführung guter Bilder von den Kampfplätzen anschaulich zu schildern. Die Namen Douaumont, Vaux, Fleury, Höhe 304 und andere erscheinen im Zusammenhang mit Karten, Truppen- und Kampfdarstellungen, Bildnissen von Führern und Fliegern sowie mit Aufnahmen, die eine Vorstellung geben von den Verstärkungsmitteln, deren durchschlagende Wirkung nur durch das Bild, nicht durch das Wort deutlich gemacht werden kann. Die Fliegeraufnahmen z. B. werden hier Hände für jeden, der einigermaßen die Gabe besitzt, den Gehalt eines Bildes mit der nachschaffenden Phantasie zu ergänzen. Sieht man die Photographien aus den ausgebauten Stellungen, erblickt man den von Geschossen zerwühlten Erdboden, betrachtet man aufmerksam die gewaltigen Kampfwerkzeuge der Feinde, ihre Riesengeschütze, „Tanks“ usw., dann fühlt man, was unsere Soldaten hier geleistet haben, als sie die monatelang wiederholten rollenden Vorstöße der Engländer und Franzosen aushielten und schließlich zum Erlahmen brachten. Einen besonderen Wert erhält die neue Lieferung dieses größten aller Kriegsbilderverwerke durch die ausgezeichnete wiedergabe zahlreicher Druckfahnen, die uns einen urkundlichen Blick in die geistigen Kriegsmittel unserer Gegner tun lassen. Französische Fliegerzettel, deren Inhalt den seltsam berichtet, der den Blick für die Wirklichkeit ver-

Dinge nicht verloren hat, stehen hier an erster Stelle. Die Mütter, die wir in den besetzten Gebieten in der Dandessprache herausgeben, werden von der Gegenseite offenbar als etwas sehr Beinlidges empfunden, denn die Franzosen haben nicht Mühe, nicht Kosten gescheut, diese Blätter zu fälschen. Nebeneinander abgebildet sieht man die echten und gefälschten Ausgaben, dazu aber auch „Kriegsblätter für das deutsche Volk“ und eine „Feldpost“, die von Franzosen in der törichtesten Hoffnung angefertigt und ausgestreut wurden, damit unsere Soldaten bestrafungen zu können. Auch sonst enthält die stattliche Lieferung noch manches Bemerkenswerte, was man anderswo nicht leicht findet! Gute französische Parlebe- und andre Plakate, französische Schützengrabenzeitenungen, deutsche Bekanntmachungen und Fliegerzettel, einen französischen „Nettoyeur“, einen Angehörigen jener eigens ausgerüsteten Truppe von Mördern, welche die Aufgabe haben, die etwa eingemommenen deutschen Gräben zu „reinigen“, das heißt die Besatzungen umzubringen und anderes mehr.

— Wie in Feindesland zwei Urmenschen aufgefunden wurden, wird in lebendiger Darstellung geschildert in dem soeben bei Brockhaus erscheinenden reich illustrierten Buche „Der Mensch vor 100 000 Jahren“ von Dr. A. Haeuser. (Preis 3 M.) Es war eine ungeahnte, epochenmachende Entdeckung, die dem Forscher noch kurz vor Ausbruch des Weltkrieges beschieden war. Er hatte mehr Glück als sein gelehrter Landsmann, der berühmte Scheuchzer, vor mehr als 200 Jahren, der den „Menschen der Sündflut“ entdeckt haben wollte, aber nur das wohlerhaltene Skelett eines Riesensalamanders gefunden hatte! Seitdem war der Urnensch in Viskredit gekommen, und es dauerte bis ins 20. Jahrhundert hinein, bis sich die junge Wissenschaft der Urgeschichte erfolgreich durchsetzen konnte. Selbst ein Riese unter den Naturwissenschaftlern wie Virchow wollte nicht an den Diluvialmenschen glauben, sondern erklärte lieber aufgefundenen Skeletteile für Reste eines nichtkranken modernen Menschen! Da fand Haeuser in einem Boden, den die französische Regierung immer wieder erfolglos bearbeitet hatte, sogar zwei verschiedene Urnenschaffen, die zweifellos vor mehr als 100 000 Jahren in jenem vergessenen Winkel Südfrankreichs gehaust hatten. Die mit den Skeletten gemachten Funde lassen sogar das Leben und Treiben jener wandernden Jäger erkennen. Wir sehen sie jagen und fischen, wir belauschen einen ihrer Künstler, der Tiergestalten in harten Stein meißelt, ein unscheinbarer Jenseitensdämon verrät uns einen geheimnisvollen Fund: ein Altar wird ausgegraben, der beweist, daß schon diese Urnensch den Glauben an ein höchstes Wesen erfüllt waren. Haeusers Buch belehrt uns auch, daß dieselben Menschenrassen, die einst die Südwestküste Frankreichs bevölkert haben, auch in Deutschland gelebt haben. Sie sind noch in den letzten Wochen in unserem Vaterlande nachgewiesen worden und in Schützengräben an der Vesere, wo man Knochen und Kulturreste dieser Urnensch gefunden hat. Es sind weite Perspektiven, die sich dem Leser ins Leben der Urnensch öffnen. Jeder Gebildete wird durch Haeusers Buch, das sich durch eine angenehm lesbare, klare Darstellung auszeichnet, bis zum Ende gefesselt. Möge es auch da beherzigt werden, wo es zeigt, daß jedermann und wie jedermann auf seinem Grundstück graben und erstaunliche Funde machen kann.

**Schach-Aufgabe.**

Von Dr. Th. Schaad in Schaffhausen.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.  
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:  
Manan-Nachtmyster.